

Die große Illusion

Das Integrationsmodell des französischen Fußballs strahlt nicht in die Vorstädte aus

MARTIN GERNER*

Lilian Thuram ist Verteidiger und Kapitän der französischen Nationalelf. Er ist ein Spieler, der überlegt, bevor er den Mund aufmacht. Wenn der 33-Jährige außerhalb des Platzes eine Brille trägt, sieht er aus wie der junge *Léopold Sédar Senghor*, der in Frankreich studierte Begründer der 'Négritude'. Lilian Thuram erklärte nach den Unruhen in den Pariser Vorstädten, er sei „genervt“ von seinem Innenminister *Nicolas Sarkozy* und dessen Wortwahl. „Auch mich hat man als Jugendlicher als 'Gesindel' beschimpft“, so der Profi, der aus dem französischen Überseedépartement Gouadeloupe stammt. „Vielleicht sollte man mehr über soziale Gerechtigkeit reden“, meint er unter Anspielung auf fehlende Chancengleichheit. Für die Zukunft der unschuldigen Jugendlichen in der Banlieue tue es ihm leid. „Häufig haben sie uns Fußball-Profis als Vorbild. Das ist o.k., aber sie brauchen auch andere Vorbilder“.

Jacques Chirac, der erst spät Worte fand, konstatierte für Frankreich eine „Identitätskrise“. Deutsche Medien schrieben vor allem über gescheiterte Integration. Deren Vorzeigesymbol war jahrelang Frankreichs Fußball-Nationalmannschaft, Welt- und Europameister 1998 und 2000. Nun spekulieren

deutsche Gazetten, ob und inwiefern die „Équipe Tricolore“ noch als Modell taugte. „Black-Blanc-Beur“ war der gefeierte Slogan, als Frankreich sich bei der WM 1998 die Krone im Weltfußball aufsetzte. 'Blanc' stand für die Weißen in der Mannschaft, 'Beur' für die Nordafrikaner aus den Maghreb-Staaten und 'Black' für die Schwarzen aus Übersee und den ehemaligen Kolonien – so wie Lilian Thuram. Der Weltmeisterelf wiederfuhr nach dem Titelgewinn das fast Unabwendbare: Die Sieger wurden von Politikern – rechten wie linken – zum Ideal einer gelungenen Integration stilisiert, zu Idolen einer geeinten Nation. Konservative in der Regierung waren bereit, ihre Politik der Null-Toleranz zu lockern, auf der Linken triumphierte *Daniel Cohn-Bendit*, selbst ernannter Champion der Multikulti-Gesellschaft, der „politisch korrekte“ Fußball habe gesiegt. *Jean-Marie Le Pen* war für kurze Zeit gänzlich außen vor: Er hatte die späteren Weltmeister kurz vor dem Turnier als „Negermannschaft“ beschimpft.

Die Équipe Tricolore als Rollenmodell für die heranwachsende Generation in den Vorstädten entpuppte sich allerdings als eine trügerische Projektion, der Slogan „Black-Blanc-Beur“ als ein Vorspiegelung falscher

* *Martin Gerner*, freier Autor für Radio und Print, hat am IEP Paris (Sciences Po) studiert und als Korrespondent für den Deutschlandfunk und ARD-Hörfunk aus Frankreich berichtet. Er ist für die französische Medien-NGO AINA in Afghanistan tätig.

Tatsachen. „Die Integration durch den Fußball war eine Illusion“, so Patrick Mignon, Soziologe vom nationalen Sportinstitut in Paris. Die ethnische Mischung auf dem Fußballfeld entsprach in keiner Weise der Realität in den Pariser Vorstädten. Als Zeichen der Zeit konnte man bereits das Länderspiel im Oktober 2001 in Paris gegen Algerien deuten. Junge Franzosen mit nordafrikanischer Abstammung piffen im Stade de France die Marseillaise nieder und provozierten einen Spielabbruch. Der Philosoph Alain Finkelkraut sprach von einem Spiel, das die Franzosen „traumatisiert“ habe.

Nicolas Sarkozy hat übrigens die Kritik von Lilian Thuram nicht auf sich sitzen lassen. Der Kapitän der Nationalelf, so der Innenminister, verdiene „sehr gut“ und lebe nicht mehr in den Brennpunkt-Vorstädten. Tatsächlich ist Lilian Thuram in einer etwas besseren Banlieue in Fontainebleau groß geworden. Und Sarkozy? Schon Monate vor den jüngsten Ereignissen hatte er geäußert, die Polizei sei nicht dazu da, Sportfeste zu organisieren, sondern Kriminalität zu bekämpfen. Sarkozys Auffassung von den Aufgaben der Nachbarschaftspolizei („police de proximité“) war ein heftig umstrittener Punkt in der Diskussion. Von den Sozialisten eingeführt, wurde sie unter der konservativen Regierung sukzessive wieder abgeschafft. Sport als Mittel der Integration steht nicht infrage. Lilian Thuram gehört dem Beirat für Integration der französischen Regierung an („Haut Conseil à l'intégration“). Der Rat hat bisher nicht übermäßig von sich reden gemacht. Nimmt man Chirac beim Wort, soll sich das nun ändern.

Thuram ist erklärter Anhänger der republikanischen Gleichheitsidee. Aber was ist Wunsch und was Wirklichkeit daran? Jean-Alain Boumsong-Somkong, Mannschaftskollege von Thuram in der Nationalelf und in England für Newcastle United am Ball meint: „Die Engländer scheinen mir toleranter als die Franzosen. Man sieht es im Fernsehen, da gibt es mehr farbige Moderatoren. Sicher soll

sich jeder Dinge erarbeiten, aber ich frage mich auch, ob der Weg der positiven Diskriminierung für Frankreich nicht die Lösung wäre, zumindest vorübergehend. Um den Minderheiten eine Chance zu geben, sollte man auch den 'Blacks' und den 'Beurs' Zeit einräumen, ihr Talent zu beweisen. Warum gibt es so wenige 'Black' und 'Beurs' unter Frankreichs Enarchen? Physisch sollen wir den Weißen angeblich überlegen sein, aber was ist mit dem intellektuellen Bereich?“¹

Unveränderte Diskriminierung, Siegertypen im Sport

Jean-Alain Boumsong-Somkong ist in Kamerun geboren und im Alter von 14 Jahren nach Frankreich gekommen. Er ist einer von zehn Sportlern, den Frankreichs führende Sportzeitung „L'Équipe“ als Beispiel für die Integrationsfähigkeit des französischen Sports porträtiert. „Nés quelque part“ hieß die Wochenendbeilage in „L'Équipe“, die auf dem Höhepunkt der Unruhen in den Banlieues erschien. Die zehn Sportler, die darin zu Wort kommen, sind alle früher oder später eingebürgert worden. 'Black'- oder 'Beurs'-Sportler dagegen, die in Frankreich geboren sind, kommen in dem Heft nicht vor. Vermutlich könnten sie über vergleichbare Probleme berichten. Hier trifft die Kritik deutscher Medien auf das französische Selbstverständnis. Während deutsche Kommentatoren eine Ursache für die Probleme in der automatisierten Vergabe der französischen Nationalität und eines Passes durch das 'ius soli' sehen, stellen Franzosen diesen Teil der nationalen Identität offenbar nicht infrage. Auch sie sehen zugleich, dass insbesondere Schwarze und Einwanderer aus dem Maghreb unverändert unter Diskriminierung leiden.

„Man muss ein Siegertyp sein, wenn man sich erfolgreich integrieren will“, sagt lakonisch die französische Siebenkämpferin und Weitspringerin Eunice Barber, geboren in Sierra-Leone. „Wenn ich mit einer anderen Haut-

farbe und in Frankreich geboren wäre, wären die Dinge vielleicht anders“,² deutet die mehrfache Medaillengewinnerin den Konflikt an. Die französische Gesellschaft übt an einigen Stellen schon den Ausweg aus der Sackgasse. In Paris sondieren Unternehmen aus der freien Wirtschaft Lebensläufe von Bewerbern: Wohnort, Herkunft und Hautfarbe der Bewerber sollen dabei systematisch unter den Tisch fallen. Eunice Barber ist auch verärgert über einen Teil der ‘Blacks’ in Frankreich: „Ich bin traurig über die Afrikaner in Frankreich, die sich in ihrer Gemeinschaft einigeln und nichts lernen wollen. Der beste Weg sich zu integrieren, ist weder auf andere herab- noch zu ihnen aufzuschauen. Auf Augenhöhe bleiben, akzeptieren, diskutieren und urteilen“, meint die Leichtathletin: „Wenn du negativ drauf bist, schaffst du es nicht. Mit Hass im Bauch gewinnst du nicht, auch nicht im Geist der Rache.“³

Es ist noch gar nicht lange her, da wurde Frankreich in EU-Studien als Modell-Land der Integration gepriesen. Spät aber immerhin haben deutsche Medien sich gefragt, ob das denn alles sein könne: eben noch himmelhoch gelobt als Vorzeigeland, jetzt in Grund und Boden verdammt. Zögernd beschäftigte sich die deutsche Presse auch mit der Integration im Sport. Dass der französische Sport ein vielfarbiges Gesicht hat, ist man aus dem Fernsehen gewohnt. In Deutschland ist das relativ neu. Die multikulturelle Ausrichtung deutscher Nationalmannschaften ist ein junges Phänomen. Und sie funktioniert nicht richtig. Das behauptet jedenfalls der grüne EU-Abgeordnete Cem Özdemir: Es tue ihm weh und schmerze ihn, so der Deutsche türkischer Herkunft, dass die zweite Generation von Einwanderern sich im Fußball gegen Deutschland entscheide. Viele türkische Fußball-Kinder die in Deutschland aufwachsen, wählen mit 18 Jahren den Weg in die türkische Nationalmannschaft und nicht in die deutsche, weist die Statistik aus. Özdemir kritisiert gegenüber der „Frank-

furter Allgemeinen Zeitung“ eine fehlende interkulturelle Kompetenz beim Deutschen-Fußball-Bund: „Es reicht eben nicht nur ein Anruf bei den Eltern der Spieler. Man muss sich bemühen. Es fängt damit an, sich vor der türkischen Wohnung die Schuhe auszuziehen, bis zur Ansprache an die Eltern, in der man ihren Stolz anspricht und sagt, was ihr Sohn für Deutschland leisten kann.“ Der Politiker setzt große Erwartungen in ein Rollenmodell, das wie eine deutsche Version des „Black-Blanc-Beur“ klingt. Junge türkische Fußballer in Deutschland müssten ihrer „Vorbildfunktion“ nachkommen, so Özdemir, mit der Botschaft „das ist auch euer Land, ihr gehört dazu“ an andere. „Türkischstämmige Nationalspieler können helfen, dass sich das Bild des Deutschen im In- und Ausland wandelt. Der moderne und erfolgreiche Deutsche kann Hamit oder Ahmet heißen.“

Andererseits scheint die Entwicklung ohnehin unaufhaltsam: In der U-21-Nationalmannschaft spielen bereits über ein halbes Dutzend Einwandererkinder. Tendenz steigend. In der Nationalelf von Jürgen Klinsmann stehen mit Gerald Asamoah, der aus Ghana kommt, sowie Miroslaw Klose und Lukas Podolski, die polnischer Abstammung sind, allesamt Offensivspieler aus der zweiten Generation. Oliver Neuville, ebenfalls im Kader, sprach mit seinen schweizer Wurzeln lange besser Französisch als Deutsch. Stürmer scheinen ohnehin ein beliebtes Einbürgerungsobjekt zu sein. Vielleicht, weil man glaubt, mit ihnen Weltmeister werden zu können.

Erschüttertes Frankreichbild

Die Krawall-Wochen haben das Frankreich-Bild der Deutschen ins Wanken gebracht. Mehr vermutlich als irgendeine Regierungskrise zwischen Paris und Berlin in der jüngeren Vergangenheit. Deutsche, die sich anschickten, Anfang November zum Länderspiel ihrer Mannschaft gegen Frankreich

nach Paris zu fahren, trugen mitunter Angst im Gesicht. Das Bild brennender Städte wurde fast wortwörtlich genommen. Bisweilen hatte man bei TV-Reportagen im deutschen Fernsehen den Eindruck, die Pariser Vorstädte lägen in Algier, Gaza oder Johannesburg. Unter dem Strich bleibt ein merkwürdig verzerrtes Bild der französischen Wirklichkeit. Und wie so oft, wenn die Rede von der „grande nation“ war, glaubte man einen feinen Unterton der Schadenfreude durchzuhören. Sind es, so eine verbreitete Überzeugung, nicht die Franzosen, die bereitwillig Lektionen in Sachen Moral und Menschenrechte erteilen?

Jürgen Klinsmann, Trainer der Nationalmannschaft, hatte „L'Équipe“ gegenüber mit Blick auf die Unruhen versichert, der Deut-

sche Fußball-Bund werde seine Spieler über die besonderen Probleme im Land des Gegners informieren, über „die Eigenheiten seiner Kultur und Religion“, wie beim Länderspiel gegen den Iran, so Klinsmann. Frankreich auf einer Stufe mit dem Iran! Dabei bringt ausgerechnet Jürgen Klinsmann als weitgereister Fußball-Profi und ehemaliger Spieler des AS Monaco eigentlich genug Frankreichkenntnis mit. Möglich, dass, wer im Fürstentum wohnt, die Probleme der Metropole – insbesondere der Banlieues – nicht zu sehen bekommt. Neben dem erkennbaren Willen nach Aufklärung sind wir offenbar vor einem dumpfen Rückfall nicht gefeit. Oder, um mit Joseph Rovin zu sprechen: „Rien n'est jamais acquis.“ Es liegt wieder einmal Sisyphusarbeit vor den Mittelern beider Länder.